

97. Mittwoch, am 5. December 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Psyche, von A. v. Sternberg. 2 Theile. Frankfurt a. M. 1838. b. Sauerländer.

Als Referent den Titel dieses Buches las, nahm er es mit der gespannten Erwartung in die Hand, den nämlichen Stoff, der ihn selbst im vorigen Jahre zur Dichtung seiner Novelle „die neue Psyche“ veranlaßt hatte, von Sternbergs schönem Talent auf ähnliche Weise wieder eigenthümlich behandelt zu sehen. Obgleich er in dieser Aussicht getäuscht wurde, denn die Psyche-Fabel nimmt hier nur eine sehr untergeordnete Stellung ein, so hat ihm doch das höchst elegant geschriebene Werk vielfachen Genuß gewährt und mit Vergnügen eilt er deshalb, die Leser dieser Blätter mit dem Inhalt näher bekannt zu machen.

Sternbergs Psyche ist ein modernes Lebensbild, ein Fragment aus dem Tethleben der höhern Stände, die sich bisweilen auch vorzugsweise die Gesellschaft, la société par excellence, zu nennen belieben. Daß der Verfasser fein beobachtet und treffend geschildert hat, wird ihm jeder zugestehen, der ähnliche Kreise besucht und nicht von Auffassungsgabe entblößt ist. Ob die Tendenzidee des Ganzen zu billigen sey, ist eine andere Frage, die wir am Schluß dieser Anzeige besprechen wollen.

Die Scene spielt auf dem anmuthigen Landsitz eines alten reichen Grafen, der den Centralpunkt bildet, um welchen sich die bunten Elemente des Drama's gruppieren. Der Graf, ein alter deutscher Degenknopf, der sich früher als Krieger ausgezeichnet und bis zum General hinaufgedient hat, besitzt eine reizende zwanzigjährige Tochter, das einzige Pfand der Liebe einer früh dahingeshiedenen Gattin. Antonie wurde bis zum fünften Jahre im väterlichen Schlosse gemeinschaftlich mit dem nur einige Jahre älteren Knaben Bela, dem Sohne eines ungarischen Jugendfreundes des Grafen erzogen. Der General, ein Kenner und Verehrer der bildenden Künste, überrascht einst beide Kinder in einer lieblichen Gruppe, die der bekannten Lampenscene im Mythos des Apulejus vollkommen gleicht. Ein junger Bildhauer, den er gerade bei sich hat, erhält von ihm den Auftrag zur Fertigung einer Marmorgruppe, welche die Persönlichkeit der

Kinder mit der Scene der Psyche-Fabel vereinigen soll. Der Künstler reist nach Italien, verschiebt jedoch die Erfüllung seines Versprechens von einer Zeit zur andern. Erst nach sechzehn Jahren erblickt der Graf das langersehnte Bildwerk in seinen Mauern, und dieß ist der Moment, wo die Handlung des Romans beginnt. Antonie ist indessen von ihrer Großmutter in klösterlicher Abgeschiedenheit erzogen worden, bis sie als herrlich aufgeblühte sechzehnjährige Jungfrau von ihr in die Welt eingeführt und mit einem Rittmeister von der ungarischen Garde, welchem auch Antoniens Herz sich zuneigt, vermählt wird. Vier Jahre sind seitdem verstrichen; die junge Frau ist Mutter einer Tochter geworden und lebt mit ihrem Gatten selige Tage auf dem väterlichen Landsitz. Der Rittmeister aber, welcher an den Glanz und das Getümmel der Kaiserstadt gewöhnt ist, findet das alterthümliche Schloß bald langweilig und eilt nach Wien zurück, wo ihn ein Dienstverhältniß an den Erbprinzen fesselt. Nach einer dreimonatlichen Abwesenheit wird er jetzt mit Ungebuld von der zärtlichen Gattin erwartet; doch statt seiner erscheint am festgesetzten Tage der junge Ungar Bela, der im Regiment des Rittmeisters als Lieutenant dient und sich zum kräftigschönen Jüngling entfaltet hat. Antonie begegnet ihm anfangs bloß mit der traulichen Unbefangenheit einer Schwester, doch in Bela's Brust hat der erste Anblick des reizenden Weibes sogleich das Feuer der glühendsten Liebe entzündet. Die Vernachlässigung, welche Antonie von ihrem Gatten zu erfahren wähnt, erkaltet allmählig ihre Zärtlichkeit für ihn und führt sie näher zu dem feurigen Ungar, in dem sie bald nicht mehr den Bruder, sondern den Geliebten sieht. Die Schilderungen dieser Uebergänge, so wie überhaupt das ganze Bild Antoniens, welches vom milden Lichte naiver Grazie sanft beleuchtet ist, können wir nicht anders als meisterhaft schön nennen. Uneinig mit sich selbst, schließt sich die Schwankende an ihre selbstständigere Freundin Clementine an, die, früher mit einem französischen Diplomaten verheirathet, später durch Scheidung sich von ihm trennte und nun abwechselnd auf Reisen oder auf dem Landsitz des mit ihr befreundeten Grafen lebt. Die Marquise Clementine, eine hohe interessante Frau von dreißig Jahren, welche französischen

Wiß und Lebendigkeit mit deutscher Verstandestiefe und Festigkeit verbindet, ist die Repräsentantin jener modernen Tendenz, die das Weib vom gehässigen Zwange der Ehe zu emancipiren und ein freies Liebesverhältniß an die Stelle des veralteten ehelichen Instituts zu setzen strebt.

Elementinen gegenüber stellt der Dichter den Obersten Ferdinand, einen geistreichen leidenschaftlichen Mann von vierzig Jahren, der die Marquise bis zur Vergötterung liebt und beharrlich um ihre Hand wirbt, von der Ehefeindin aber mit seinen Anträgen streng und oft höhrend zurückgewiesen wird. Vergebens wählt er sich Antonien zum Beistand. Die Marquise widersteht den Bitten der holden Fürsprecherin und hält ihr das Medusenhaupt der Theorie des Ehehasses starr entgegen.

Um diese Richtung des modern-französischen Lebens, so wie überhaupt die gefällige würdelose Frivolität der Gesellschaft noch mehr zu veranschaulichen, werden uns zwei junge französische Schwestern St. Preux vorgeführt, welche dem befreundeten Kreise die Schriften der Choragin George Sand vorlesend commentiren, mit den jungen Männern coquettiren, die Langweiligen persifliren, und, wie der Verfasser selbst sie sehr treffend nennt, ein paar allerliebste aufgepuzte Easter sind.

Mit diesen eleganten Erscheinungen der Jetztwelt sind einige andere Figuren aus früherer Zeit in hübschen Contrast gestellt. Ein alter Junggesell, der schlechtweg der Minister heißt und die ehemalige Kunst des Regierens mit der behaglicheren Kunst des Apicius vertauscht hat, denn er consumirt seine ganze Denkkraft im Raffiniren auf neue Ragouts und Pasteten; ferner eine bejahrte dicke Frau von Nerach, die noch in der Sentimentalitätsperiode des letzten Jahrhunderts lebt, sich noch gern vom General „liebes Gustchen“ nennen und Pfänder mit Küßen auslösen läßt; drittens die alte Haushälterin Koffie, das Factotum des Generals, ein treuherziges deutsches Mütterchen, welches das Heirathstiften als Berufsgeschäft treibt. Wir übergehen die übrigen zahlreichen Nebenpersonen, die sämmtlich, bis zum fecken Kammerdiener und der gezierten Jose Albertine herab, lebendig und plastisch hervortreten.

Die Haupthandlung bewegt sich um das erwähnte doppelte Liebesverhältniß Antoniens mit Bela und Elementinens mit Ferdinand; beide geben zu den mannigfachen Schilderungen von Seelenzuständen und interessanten Situationen Anlaß. Das Resultat läuft bei Antonien auf eine freiwillige factische Trennung von ihrem Gatten hinaus. Die Rückkehr des Rittmeisters

auf den Landsitz des Generals führt endlich Antonien zu der vollen Selbsterkenntniß, daß die Liebe für den Gatten in ihrem Busen erstorben sey, daß sie bloß noch für Bela Gluth empfinde. Sie richtet sich selbst als Ehebrecherin dem Gefühl und der Gesinnung nach, wenn auch nicht durch die That. Sie flieht Bela's Nähe, der sie zu dem Vergehen verleitete, aber sie trennt sich zugleich von ihrem Gatten, weil sie das psychologische Band der Ehe als zerrissen betrachtet. Sie wünscht sogar eine förmliche Scheidung, die jedoch von den Verwandten nicht gegeben wird, weil man den Scandal fürchtet und die Verirrte zu ihrem alten Verhältniß zurückzuführen hofft, wozu der verzeihende Gatte selbst gern die Hand bieten will.

Antonie überläßt sich nun ganz der Leitung Elementinens, welche die Freundin nach Italien führt und in ihrem zertrümmerten Lebensglück einen neuen Beweis der Verderblichkeit der Ehe erblickt. Aus einem Briefe an den Obersten geht ihr Triumphgefühl deutlich hervor, obgleich sie den Ton der Elegie anstimmt. Der Oberst, welchen Elementinens Härte zur Verzweiflung getrieben und in eine lebensgefährliche Krankheit gestürzt hatte, war nach seiner Genesung plötzlich in die Schweiz abgereist. In dem letztgedachten Briefe scheint die Marquise das Verhältniß mit Ferdinand wieder anzuknüpfen, indem sie ihm ihren und der Freundin Besuch ankündigt. Ueber Antoniens jetziges Verhältniß zu Bela spricht sie sich am Schlusse also aus: „Ja, sie wird ihn ewig lieben. Sie ist der Gott dieser feurigen jungen Seele geworden, sie hat sie zum Daseyn gerufen; nie wird ein Gott seine Schöpfung vergessen. Auf mehre leidenschaftliche Briefe hat sie ihm in den letzten Tagen geantwortet. Sie vergiebt ihm. Mit der Begeisterung ihrer glühenden Seele weist sie ihn aufs Leben, sie entflammt seinen Muth zu edeln Thaten, und aus der Nacht dieser jugendlichen Verirrung zeigt sie ihm den Weg zum Ruhme.“

Fragen wir nun nach der letzten Tendenz des Buches, so möchte sich wohl für Viele die Ansicht, daß die Ehe ein mehr Unheil als Segen bringendes Institut sey, nicht undeutlich herausstellen. Dagegen ist wieder zur Rechtfertigung des Verfassers zu erinnern, daß er seine Scene in ein Land verlegt hat, wo die Ehe als Sacrament und ihr Band als unauflöslich betrachtet wird. Daß in diesem Falle die Bemerkungen Elementinens zum großen Theile ihre Gültigkeit haben, dürfte nicht zu bestreiten seyn. Denn daß die Ehen nicht immer im Himmel, sondern gar oft in der Hölle geschlossen werden, ist nun einmal ein trauriger Erfahrungssatz. Aber Elementinens Theorie, die sie in dem merkwürdigen Ge-

sprach mit Antonien Bd. 2 S. 24 — 52 entwickelt, beschränkt sich nicht bloß auf eine Negation der absolut unauf lösblichen Ehe, sie spricht sich verwerfend gegen die Ehe überhaupt aus, sie verlangt imperatorisch eine Metamorphose derselben in ein neues Verhältniß. „Das Herz,“ sagt sie, „fühlt sich im Besiz ursprünglicher Rechte, die es nicht veräußern will; es will nicht mehr feige und scheinheilich die Vortheile eines Standes genießen, dessen Pflichten zu erfüllen es sich offen weigert. Diese offene Weigerung spricht es männlich und fest aus, mit der heiligen Achtung, die es einer Institution schuldet, die das Glück von Generationen begründet, die Jahrhunderte lang eine feste Stütze des Gebäudes der menschlichen Gesellschaft bildete. Nur die reinsten Hände dürfen an das Heiligthum rühren, der ernsteste Wille, die glühendste Begeisterung für das Wohl der Menschen und der gottergebenste Sinn sich mit dessen Umgestaltung beschäftigen.“ (Bd. II S. 46.)

Diese Umgestaltung läuft aber, trotz aller schönen Redensarten, dennoch auf eine Entbindung des Geschlechtsverhältnisses vom Gesetz hinaus. Wir führen unter zahlreichen hierher gehörigen Aeußerungen der Marquise nur folgende an: „Ich finde in der rohen Tyrannei des Indianers achtungswürdige Wahrheit, wo ich in den pomphafesten Proclamationen unserer Gesetze nur die consequent gewordene Lüge von Jahrhunderten sehe.“ (Bd. II S. 36.) „In der tiefen heiligen Unergründlichkeit der Liebe sind alle Gesetze und Pflichten begraben; keine Combination und auch nicht die scharfsinnigste der Gesellschaft kann hier Vorschriften geben und die Grenzen ziehen wollen. — Und diesen heiligen Naturdienst, an Stärke dem Orkan, an Ergebenheit dem ewigen Lichte verwandt, will die Gesellschaft in den kleinen gebrechlichen Rahmen ihrer Gesetze fassen?“ (Bd. II S. 44 45)

Wohin zielen alle diese Fragen und Aeußerungen, als auf den einfachen Satz: Das Institut der Ehe ist ein Widerspruch mit den Forderungen des Zeitgeistes, mithin muß es abgeschafft werden. — Ohne gesetzliche Ehe giebt es aber keine Familien, ohne Familien keine Gemeinden, ohne Gemeinden keinen Staat. Das sittliche, vom Gefühl seiner Frauenwürde durchdrungene Weib, liebt seine Bestimmung als Gattin und Mutter im Schutze der Gesetze zu erfüllen. Ihr ist das eheliche Band keine Fessel, wenn auch die frühere leidenschaftliche Liebe sich in das ruhig dauernde Gefühl gegenseitiger Freundschaft und Achtung verwandelt hat. Wo freilich statt dessen Widerwille und Verachtung herrschen, wo Laster und Vergehen das Heiligthum des Vertrauens entweihen, oder wo auch nur Kälte und Gleichgültigkeit

die Herzen mit ihrer Eiskrinde umzogen, da darf und muß der Staat den Ausweg der Scheidung offen lassen. Doch kann die Nothwendigkeit solcher, durch die Mangelhaftigkeit alles Irdischen bedingten Ausnahmen die Trefflichkeit des Instituts an sich nicht herabsetzen. Die gebildetsten Nationen des Alterthums haben die monogamische Ehe durch religiöse und bürgerliche Gesetze sanctionirt, und die christlichen Völker sind durch Bewahrung derselben zum jetzigen Höhenpunkt ihrer Civilisation gelangt. Der Zeitgeist kann und muß vieles im Laufe der Jahrhunderte umgestalten, und wehe denen, die im stationären Dünkel mit starrer Reaction ihm widerstreben! Aber es giebt Grundlagen des Staatslebens und der Humanität, an welche kein Zeitgeist rühren darf, mit denen Staat und Humanität selbst stehen und fallen, und eine solche ist die Ehe. Die antimatrimoniale Tendenz ist daher zugleich eine antisociale, und deshalb muß sie von jedem Freunde echter Freiheit und Wohlfahrt, die ohne Gesetz und Ordnung nicht bestehen können, offen bekämpft werden.

Wir enthalten uns, diese Richtung mit der Person des geachteten Verfassers zu identificiren, doch können wir nicht umhin dieselbe in Clementinens Individualität begründet zu finden. Letztere ist aber unter allen Gestalten des Romans die bedeutendste; sie schwebt ruhig und majestätisch wie ein Adler über dem Leidenschaftsgewirr ihrer Mitspieler. Die Marquise allein weiß klar, was sie will, und handelt nach festen Principien; die Marquise allein bleibt Siegerin auf der Wahlstatt; also, wird der Leser raisonniren, muß ihre Theorie die richtige seyn. In diesem Also aber liegt die bedenkliche Seite des Buchs, die wir unserer Ueberzeugung gemäß hervorheben mußten. Daß der Roman übrigens von der künstlerischen Seite alles Lob verdient, ist bereits von uns eben ausgesprochen worden und wird hier am Schlusse mit Vergnügen wiederholt. Sternbergs Psyche bewegt sich in einer den meisten gebildeten Lesern bekannten Sphäre mit Geist und Anmuth, und wird sich deshalb gewiß einen zahlreichen Kreis von Verehrern erwerben. Die äußere Ausstattung des Werkes ist sehr gefällig. Ernst v. Brunnow.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo &c.

(Schluß von Nr. 91.)

Erstaunen wir Bd. III S. 8 und 107 ff. aufs Neue über die Berwegenheit und unermüdlche Ausdauer der Eroberer, welche mit, dem Anscheine nach ganz unzureichenden Hülfsmitteln sich unaufhörlich gegen Tausende

und aber Tausend tapfrer, verzweifelt kämpfender Feinde vertheidigen, den Kaiser Quanthemoczin in Mitte seiner Hauptstadt gefangen nehmen und sich des unermesslichen Reichs Mexico bemächtigen; so wünschten wir es aus den Blättern der Geschichte vertilgen zu können, daß (S. 24) die Sieger sämtliche Gefangene brandmarkten, den Kaiser und seinen Better und getreuesten Freund, den Fürsten von Tlacupa, damit sie noch größere Schätze entdecken sollten (S. 188) folterten und zuletzt (Bd. IV S. 26) beide mit dem Strange hinrichten ließen! Nicht ganz zu übersehen ist die nach S. 182 von dem Verfasser an sich selbst gemachte Erfahrung, daß er, da er es mit angesehen, wie die Mexikaner 62 seiner Kameraden das Herz herausgerissen und es ihren Götzen dargebracht, dieß furchtbare Bild nun bei jedem Gefecht nicht aus seinem Gedächtniß bringen konnte, weshalb er an andere Tapfere die Frage richtet, ob es Schwäche des Muthes, oder Uebermaß der Anstrengung gewesen, was diese Stimmung in ihm erzeugt habe? Das Schicksal dreier Schiffbrüchiger S. 205 erregt innige Theilnahme und die allerdings ruhmredige Inschrift der aus Gold, Silber und Kupfer gegossenen Kanone, welche Cortes den Vogel Phönix genannt hatte und nebst anderm, fast allen Glauben übersteigenden Raube, an Carl V. übersandte:

„Ein Vogel, wie dieser, ward nie geboren;  
Ein Diener, wie ich, wird nimmer gefunden;  
Ein Monarch, wie Du, ist nicht in der Welt,“

darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Beim IV. Band endlich, wo das Feuer des Erzählers mit dem zunehmenden Alter desselben allmählig ab-, seine Verstimmung aber zugenommen zu haben scheint, müssen wir der Unerkennlichkeit des Cortes gegen denselben, der sich gleichwohl nirgends zu einer Ungerechtigkeit oder zu Herabsetzung seines Feldherrn hinreißen läßt, Erwähnung thun, und zwar um so mehr, weil dieß edle Benehmen ein um so helleres Licht über die Wahrhaftigkeit aller seiner Berichte verbreitet; eben so wenig darf der Franziskaner-Bruder, Peter Toribio Motilma (S. 41), „dem die Kaziiken und Vornehmen von Mexico den Beinamen Motalinia, d. h. der Herr Bruder, gegeben hatten, weil er Alles, was er um Gottes willen erhielt, unter die armen Indianer vertheilte, so daß er manchmal nichts übrig behielt, um seinen Hunger zu stillen ic.“ in dem Bericht von der Entdeckung und Eroberung Amerika's übergangen werden, von welcher so oft der Genius der Menschheit das Auge abwenden muß.

Cortes ging (S. 223), nach mancherlei erlittenen Kränkungen, zu Castilleja de la Cuesta in Spanien, 62 Jahr alt, mit Tode ab, und ward in der

Begräbnis-Capelle der Herzöge von Medina Sidonia zu Sojohuacan begraben. Das Zeugniß, welches der redliche Diaz Bernal über sich selbst ablegt und mit Wahrheit ablegen kann (S. 265 und 279) lautet auszugsweise also:

„Wie viel tapfere Männer auch unter den ächten und ersten Eroberern waren, so stand ich selbst in nicht geringem Ansehen unter ihnen und bin dermalen der Älteste von Allen, die noch am Leben sind. — Da darf ich aber auch die Frage aufwerfen, — wo sind denn unsere Palläste, unsere Schlösser, unsere Wappenschilder, die der Nachwelt von unsern Großthaten zeugen können? wo sind die Eroberer, welche allen diesen Schlachten entronnen, wo die Grabmale der berühmten Helden, die darin gefallen? So wisse denn, Frau Juma, daß von den 550 Kriegsmännern, die wir mit Cortes auf Cuba unter Seegel gegangen, dermalen (1568) nicht mehr, als 5 übrig und die andern Alle in Indianischer Gefangenschaft, oder als Opfer für ihre Götzen, oder in Schlachten gestorben sind. — Ich habe vor allen Dingen darum die Feder ergriffen, weil die beiden Geschichtsschreiber Gomara und Doctor Ilescas von unserer Ehre und von unserm Ruhm kein Wort gemeldet, sondern alle Ehre dem Cortes allein zugesprochen haben. Wenn sie es redlich meinten, so durften sie uns Eroberer nicht mit Stillschweigen übergehen; denn von Cortes Heldenthaten gebührt mir auch ein Theil, da ich in allen seinen Schlachten unter den Ersten mitgekochten, und einer Menge anderer Gefechte in den Provinzen und unter seinen Obri-  
sten beigewohnt habe ic.“

Die von dem Herrn Bearbeiter beigefügten Anmerkungen enthalten viele höchst schätzbare literarisch-historische und erläuternde Notizen, so wie die Beilagen theils historisch-kritische Würdungen und Untersuchungen, theils Uebersetzungen fremder, zum Verständniß dieses Buchs erforderlicher Abhandlungen; die ganze Bearbeitung gewährt dem Freunde der Menschheit und dem Geschichtsforscher in gleichem Maaße Belehrung und geistiges Vergnügen.

Die typographische Ausstattung steht, was zu ihrer Ehre genug gesagt ist, mag man das feine und doch feste Papier, oder den gedrängten, doch eleganten und correcten Druck ins Auge fassen, dem Werke selbst würdig zur Seite.

F. Kind.

Historische Romane von Mrs. Anna Eliza Brown.  
Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. N. Bärmann. 19. bis 22. Band, enthält: Trelawny of Trelawne, oder: Die

Prophezeiung. Eine Legende aus Cornwall in 3 Theilen. — Kiel, 1838. Universitäts-Buchhandlung.

Es mag nicht zu tadeln seyn, wenn ein Schriftsteller die kritischen Stimmen über seine frühern Produkte einem neuen voranstellt, wie es in dem vorliegenden Romane geschieht; Verleger und Leser können dabei nur gewinnen und der Schriftsteller selbst wird sich gewiß ernstlich selbst fragen, ob sein neues Werk dem früher empfangenen Lobe entspricht, oder zu dem früher ausgesprochenen Tadel keine neue Veranlassung bietet. Jedensfalls aber ist die Art zu tadeln, wie diese Anführung kritischer Stimmen in dem vorliegenden Buche geschieht; es ist aus allen deutschen Beurtheilungen das gespendete Lob mit ängstlicher Sorgfalt ausgelesen und in abgerissenen Sätzen, ohne allen Sinn und Zusammenhang neben einander gestellt, jedes tadelnde Wort dagegen ausgemerzt und vermieden. Dieses Verfahren ist unwürdig, wenn man ein wirklich gutes Buch dadurch anpreisen will; es ist eine leere unhaltbare Täuschung, will man ein schlechtes oder mittelmäßiges durch diese Vermummung in die Lesewelt einschmuggeln, es ist in jedem Falle eine Charlatanerie und kokette Prunksucht, die eher den Unwillen als die Geneigtheit des Lesers erregen muß, weil sie seine Anforderungen zu hoch spannt und das Gefühl der Täuschung erhöht, wenn das Buch ihn nicht befriedigt. — In Bezug auf den vorliegenden Roman erlaube ich mir auf meine Rezension in Nr. 70, Jahrgang 1836 dieser Blätter hinzuweisen, denn was dort im Allgemeinen von den Romanen der Verfasserin gesagt ist findet auch auf diesen seine Anwendung; hinzufügen muß ich indessen, daß er nach Form und Inhalt der schwächste von allen bisher erschienenen ist. Die veraltete Briefform, in welcher derselbe geschrieben ist, entspricht dem Talente der Verfasserin durchaus nicht; der Erzähler beschreibt die Aeußerlichkeiten seiner gewählten Charaktere und findet darin eine nicht geringe Hülfe bei der Portrairierung, deren Mängel eben durch jene Aeußerlichkeiten wohlthätig verhüllt werden; die briefliche Charakterschilderung ist von diesem Prunke entkleidet und muß das rein geistige Gepräge der Handelnden, oder vielmehr Schreibenden, zur Anschauung bringen. Das hat die Verfasserin nicht vermocht, ihre Personen sind einförmig und haltlos; aus jeder derselben spricht keineswegs der behauptete Charakter, sondern die vielwissende und viel-schreibende Mrs. Bray. Dazu kommt noch, daß des Verfassers Urtheil über die Zeitumstände zu vage und wenig begründet ist, um die zahlreichen Reflexionen zu würzen, die mit der Briefform fast unzertrennlich verknüpft sind. — Sonst hat der Roman seine anziehenden Par-

tien, der historische Hintergrund ist reich an Interesse und lebendigen Bildern; daß Mrs. Bray historische Facten mit Treue und Vollständigkeit wieder giebt, haben wir früher schon erwähnt; sie läßt es indessen auch hier wieder den Leser schwer empfinden, daß sie die Papiere der Familie Trelawne durchblättert oder studiert hat. denn der Leser muß einen guten Theil dieser Aktenstücke noch einmal mit ihr durchmachen. Daß wir die Entstehungsgeschichte der Bray'schen Romane immer mit genießen müssen, wurde ebenfalls früher schon angedeutet; hier ist dieselbe in einem 80 Seiten langen einleitenden Kapitel ebenfalls mitgetheilt; aber wie der Roman der mindestgelungene ist, so ist auch diese Geschichte die breiteste und unerquicklichste von allen bisherigen. — Uebersetzung und Ausstattung sind bekannt.

Leo.

Bergegrüße aus dem Salzburger, Tiroler und Bayrischen Gebirge von Heinrich Stieglitz. München, Fleischmann. 1839. gr. 8. VIII und 344 S.

Am wie viel inniger, frischer, lebendiger, wahrhaft poetischer klingen diese Grüsse aus den Gebirgen, als der an Berlin von demselben Dichter klang! Ist's doch ein ganz anderer Hauch, der alle diese Gedichte durchweht! Fühlt doch der Dichter sich frei in ihnen! Reicht er nicht gleichsam nur Namen an Namen und müht sich ab, ja keinen zu übergehn, ob in Ehren oder Unehren, gleich viel! Wie gern vergessen wir jenen Seelen-Zwang über dieser Gemüthsfreiheit! Und macht er nicht wahr, was er in der Widmung an Th. Mundt, dessen Lobe der Stadt entgegen singt:

Aber lockt aus der Stadt, dem versteinerten Menschen-  
gedanken,  
Aus der ummauerten Welt liebend mich Mutter Natur  
Ueber die sonnigen Höhen, die riesigen Gottesgedanken,  
Unter das Sternengezelt, leuchtende Blitze des Herrn,  
Dann, wie erschließt sich das Herz, wie hebt sich aus  
schwellender Tiefe  
Wonnedurchschauerter Brust selig Gebild an Gebild.

Und so ist es auch! Je weiter er vorschreitet in der herrlichen großen Natur, je dürstender er die Bergluft einsaugt, je freier er den Blick von den Höhen sich breiten läßt über die unermessliche Aussicht, und je tiefer er sich in die Schatten der Thäler versenkt, um so glühender werden seine Bilder, um so reiner sein Geist, um so tiefer seine Auffassung, um so inniger sein Herz, um so erhabener wird sein Gebet, um so wehmüthiger seine Erinnerung, um so gläubiger seine Hoffnung, um so wahrer sein Gefühl. So zieht er rasch von Smünden aus, bis an den Berchtesgadner Schlagbaum, wo er in ruhigeren Athemzügen verweilt. Dann dringt er in

das herrliche Gasteiner Thal ein. Ja, das Sprüchwort hat Recht! *Gastuna tantum una!* und er läßt Herz und Auge sich andauernd weiden an allen den mannigfachen Scenen, welche sich ihm dort darbieten. Aus dem Zillerthale ertönen nun Sagen und Stimmen der Zeit in den Bergen. Die Rückkehr erfolgt über das Bad Kreuth, woran sich Erinnerungen an Partenkirchen und Hohenschwangau knüpfen.

Einzelnes aus dieser reichen Sammlung ächter Berglieder haben wir schon vor Erscheinen des Werkes durch freundschaftliche Ueberlassung des Dichters in der Abendzeitung selbst mitgetheilt, und beziehen uns hier um so lieber darauf, als daraus am sichersten Geist und Haltung des Ganzen hervorgehen, und jedes solcher Eindrücke fähige Herz für sich gewinnen wird. Ueber Kleinigkeiten aber mit ihm zu rechten, wäre um so unangemessener, als er selbst den Lesern in seiner Ouvertüre zuruft:

Bringt nunmehr zum Kranz verschlungen  
Seines Pfads Erinnerungen  
Künftgen Wallern zum Geschenk  
Frei und wohlgemuth der Dichter,  
Fleht er: seydt nicht Splitterrichter,  
Sondern freudig seyn gedenkt.

Gedichte. Von Franz Dingelstedt. Cassel und Leipzig, Th. Fischer. 1838. 8. VI und 193 Seiten.

Ein ächter Dichter. Nichts Gemachtes, nichts Gesuchtes, nichts Geschraubtes, nichts Verdrehtes, alles aus innerer Brust gesungen, alles aus vollem Herzen, alles Naturgemäß, alles einfach und klar.

Zuerst das Buch der Liebe. Bei einem jungen Dichter, ja, bei jedem der noch dichtet, versteht sich das wohl von selbst. Darin Liebeszustände. Warm und innig. Aber trauter noch und wärmer in der Dämmerung der Liebe. Manches vielleicht für den Leser allzuglühend, wenn es auch nicht so für die Geliebte klang. Kein Wunder daß der Liebe Leid darauf folgt. Es wird wohl auch wieder die Freude einziehen!

Den Ausdruck Dichter-Wehen möchten wir kaum anempfehlen. Größtentheils wackre Sonette. Bald zart und klagend, bald heftig und satirisch. Die Zerrissenheit als Zeitmode spielt wohl eine kleine Rolle darin, aber doch nur eine untergeordnete.

Vortrefflich sind die Jahreszeiten. Es ist eine so reiche Fülle von Bildern und Gedanken, von Gefühlen und Ahnungen in ihnen, daß wir kein einziges Gedicht daraus missen möchten. Wir können aber auch keins auswählen, und weisen lieber den Leser in diesen Garten voll Blüthen und Früchte, wo auch selbst noch der Win-

ter seine Reize hat. Eine Wanderschaft verstand sich allerdings auch dabei. Das geht bei Dichtern nun jezt einmal nicht anders.

Wir kommen zu den Episteln. Es sind keine Horazischen, aber dafür hat das tiefste Herz auch hier sich in Liebe und Freundschaft erschlossen. Wer möchte namentlich das Gedicht am Geburtstage seiner Mutter lesen, ohne den Dichter schon dafür lieb zu gewinnen. Ein so guter Sohn ist gewiß auch ein trefflicher Mensch.

Endlich Stimmen der Wüste. Alle in dem ernstkräftigen Nibelungenverse sprechend, und Gedanken wie Gefühle enthaltend diesem Sprachgange angemessen. Wir sind dabei nicht selten an die mit Recht gefeierten Spaziergänge eines Wiener Poeten erinnert worden. Wohin die Stimmen deuten, woran sie mahnen, was aus ihnen tönt, mögen ihre Ueberschriften errathen lassen: *Bapfenstreich, Der Friedrichs-Platz, In der Au, Ständchen dem Ständehause, Zimmer-spruch in der Stiftshütte, das Gespenst der Rattenburg, das Echo des Königsplatzes, Althessische Sage, Ein Märlein vom Herkules.*

Dieses Dichters Töne werden überall Anklang und Echo finden.

Gedichte von J. G. Holst, Prediger zu Brecklum. Altona, Aue. 1838. 8. 240 Seiten.

Der bescheidene Verfasser dieser Gedichte sagt in dem Gedichte an den Leser mit Recht

„dem milden Urtheil hat auch Werth das Kleine“  
und so wär es unbillig Ansprüche an den Sänger dieser Lieder zu machen, wie wir berechtigt sind sie an solche zu richten, deren Ansprüche sich selbst höher stellen, oder deren Ruhm schon eine bedeutendere Stellung ihnen erworben hatte. Fromm und mild, edel in Gefühl und Sinn, ob auch nicht erhaben im Ausdruck aber doch in fließenden Rhythmen vorgetragen sind die Gedichte, welche dieser allerdings im Aeußern nicht eben glänzend ausgestattete Band enthält. Besonders werden die Festgesänge, die wir auch am meisten empfehlen können, den Amts-Collegen des Verfassers willkommen seyn.

Th. Hell.

Bethanien, eine Gabe in Dichtungen religiösen Inhalts von Karl Stockmeyer. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing. 1838. 191 Seiten 8.

Wenn, wie jedes Kunstwerk, auch das Andachtswerk sich selbst am besten ausspricht, so möge dieser eben so ge-

müthvolle als talentvolle Sänger sich hier selbst charakterisiren.

Warum heißt die Sammlung von Liedern und Kantaten, Oden und Hymnen Bethanien?

„Das Heiligste, was wir gedacht, empfunden,  
Was wir einst liebten, weinten, was uns freut,  
Was wir noch hoffend suchen in der Zeit:  
Es scheint an dieses Namens Klang gebunden.“ (S. 6.)

„Hier war er in sein Eigenthum gekommen  
Und herzlich aufgenommen.“ (S. 92.)

Welches der besungene Hauptgegenstand sey, erhellt sogleich aus den obenan stehenden, „dem Erlöser“ gewidmeten 35 Stangen; namentlich deutet die erste an, wie würdig und innig derselbe aufgefaßt wurde:

„Seit Du erfüllst und regest die Gedanken,  
Seit meines Lebens Kraft Dir angehört:  
Erloest Du den Geist von dumpfen, kranken  
Gefühlen, die sonst seinen Flug beschwert.  
Frei schwebend über engen Daseyns Schranken  
Ist Deinem Licht sein Fittich zugekehrt.  
Ich fühl's, ich weiß, o Herr: in Deiner Klarheit  
Allein ist Freiheit, Friede, Heil und Wahrheit.“

Ungern versagen wir es uns, von den zehn Passionsliedern eine Probe zu geben; es ist aber noch anzuzeigen, auf welchen Hörerkreis der Dichter hauptsächlich einwirken wollte:

„An Euer Herz, ihr treugesinnnten Frauen,  
Bethaniens Geschwister geistverwandt,  
Entschweben diese Lieder voll Vertrauen,  
Aus einem Herzen, das mit Euch empfand.  
Beseelet Ihr sie mit dem schönsten Leben,  
Wenn Liebe nimmt, was Liebe hat gegeben.“

„Die Welt, vom Glanz der Eitelkeit geblendet,  
Betäubt von leerer Worte Bogenschlag,  
Hält Ohr und Sinn vom Heiland abgewendet,  
Und wandelt ihrer Thorheit Gosen nach. — —  
Ihr bleibt in Frieden treu dem Herrn verbunden,  
Den Ihr unwidersprechlich habt empfunden.“  
(S. 186 und 187.)

Denen, die ein ernstes Festgeschenk für weibliche Seelen suchen, wird auch die nette Ausstattung des Büchleins anziehend erscheinen. Non ego paucis offendor maculis! werden sie mit uns dem Verfasser und dem Verleger freundlich zuzurufen.

Trautshold.

### Bildende Kunst.

Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte, Architektur, Alterthümer und Kunstschätze durch Text, einen Stahlstich und sechs radirte Blätter versinnlicht und herausgegeben von Dr. F. G. H. Lucanus. Halberstadt, Lucanus, und Berlin, Gropius. 1837. gr. Fol. 10 Seiten Text.

Wer wäre wohl geeigneter dazu gewesen, uns mit dem Halberstädter, dem heiligen Stephan geweihten Dome,

dessen Bau um das Jahr 1181 begann, vertraut zu machen, als der geistvolle Kunstkenner und Beförderer, dem Halberstadt selbst in dieser Hinsicht schon so viel verdankt, und dessen Wirksamkeit sich auch so wohlthätig noch in weiterm Umkreise erstreckt. Er sagt selbst im Vorworte, daß er die Herausgabe dieses Werkes als Ehrensache betrachtet, dabei keine Kosten gescheut, und sich ernstlich bemüht habe, durch Text und Beilagen auch Entfernten eine möglichst anschauliche Versinnlichung von diesem prachtvollen Bauwerke zu verschaffen. Und es ist ihm dieß auch in hohem Grade gelungen, so daß man das vorliegende Werk als eine der gediegensten Monographien betrachten kann.

Verweilen wir zuerst beim Texte, so enthält er außer dem einleitenden Vorworte zuerst Geschichtliches über alle einzelne Theile dieses edlen Gebäudes. Dann folgt eine Beschreibung des Domes selbst, nach seiner äußern Gestalt. Darauf geht der Verfasser zu dem Innern des Domes über, das er mit gleicher Genauigkeit und Sorgfalt beschreibt. Dabei wird sich stets auf die den Text begleitenden Illustrationen bezogen, es ist aber auch noch vom Verfasser ein besonderer Bogen in französischer Sprache mitgetheilt worden, unter dem Titel: La cathedrale d'Halberstadt, considere et explique sous les rapports de son histoire, son Architecture, de ses objets d'art et d'antiquité, qui en font partie. etc., worin sich eine fortlaufende Beschreibung und Erklärung der einzelnen Stahl- und Steintafeln befindet.

Diese aber bieten folgendes. 1) Der Dom zu Halberstadt. Ein trefflicher, nach Hasenpflug's Gemälde von Ernst Rauch ausgeführter Stahlstich, der schon durch seine Größe zu den Seltenheiten gehört, hinsichtlich der künstlerischen Vollendung aber nichts zu wünschen übrig läßt, und an sich als eine Zierde jeder Sammlung betrachtet werden könnte. 2) Grundriß der Domkirche. 3) Quersprofil derselben. 4) Ansicht der Thürme. 5) Hauptansicht des Innern des Domes. 6) Der Bischofsstuhl und das große Fenster. 7) Altarbild. Dieses Blatt ist von H. Schäfer nach dem Originale mit großem Fleie gezeichnet und gravirt, und das Gemälde trägt die Unterschrift: Anno domini millesimo quingentesimo octavo presens opus per me Johannem Raphon ab Embeck est completum pariter et fabricatum. Auch für die Geschichte der Malerkunst ist dieses letztere Werk sehr wichtig.

Selbst der lithographirte Umschlag dieses Werkes zeigt nicht bloß eine Ansicht des südlichen Kreuz-

giebels, sondern die Einfassungen und Blattrosen sind auch von denen in und an dem Dome entlehnt.

Möge dem Verfasser durch die regste Theilnahme der Bohm für sein in vielfacher Hinsicht verdienstvolles Unternehmen zu Theil werden.

Th. Hell.

Bilder und Randzeichnungen (Radirungen) zu Deutschen Dichtungen von Sonderland. II. Heft. Düsseldorf, bei Arnz & C.

Die Blätter dieses zweiten Heftes stehen den ersten in keiner Hinsicht nach. Das Arrangement der ersten drei des 2. Heftes ist besonders geschmackvoll und technisch vollendeter als die früheren. Die erste Radirung zu Schillers „Theilung der Erde“ scheint auf den ersten Blick nur ein harmonisches Ganzes, dennoch ist es aus acht verschiedenen Momenten zusammengesetzt, welche so herrlich in einander greifen, wie die einzelnen Verse des Gedicht's. Auf der zweiten „der Wirthin Töchterlein“ nach Uhland ist der Moment, in welchem der Dritte den Schleier wieder hebt, als Hauptbild gegeben und so vorzüglich, daß sich Referent nicht erinnert diesen schon ähnlich schön und gleich ansprechend dargestellt gesehen zu haben.

Die dritte Radirung „der Ruff“ nach Körner giebt zwei größere und zwei kleinere höchst lieblich naive Scenen, die mit Geist und Talent ausgeführt sind. Das vierte Blatt, Radirung zu dem Abenteuer des Pastor Schmolke und Schulmeister Bakel ist zwar höchst drollig, doch die Figuren beider Helden etwas zu karrikiert. Auch dieses Blatt wird mit Recht Freunde finden und immer ein Dokument für die Vielseitigkeit unseres talentvollen Sonderland's seyn.

Die Hussiten-Predigt, nach E. F. Lessing, gestochen von Hoffmann. Bei Arnz & C. in Düsseldorf.

Dieses Blatt ist für die Kunstwelt eine besonders willkommene Erscheinung, da es, wenn gleich nur in der Weise einer sehr ausgeführten Radirung doch das Geistig-geniale dieses meisterhaften Charakterbildes weit besser

wieder giebt, als viele Nachbildungen deren Treue der Eleganz des Stiches untergeordnet wurde.

Halberstadt, im October 1838. F. E.

### Literarisch-artistisches Bulletin.

Mignet ist jetzt mit einer ausführlichen „Geschichte der Reformation“ beschäftigt. Dies wird ein großes historisches Werk werden, das in 10 Bänden erscheinen soll, wovon der erste lediglich zur Einleitung eine allgemeine Geschichte des Christenthums in seiner kirchlichen und politischen Entwicklung befaßt. Diese Aufgabe hat für einen Franzosen allerdings etwas Riesenhafte, zumal wenn sie bloß im pragmatischen Geiste ausgeführt werden soll, wie dies von Mignet nicht anders zu hoffen ist.

F. F.

### Künftig erscheinende Schriften.

Mit Beginn des Jahres 1839 erscheint in der Plahn'schen Buchhandlung zu Berlin, für den jährlichen Preis von vier Thalern allwöchentlich in 1 bis 2 Bogen groß Quarto-Format ein

### Central-Blatt

der Gewerbe- und Handels-Statistik u. s. w. in den deutschen Bundesstaaten.

Wenn die Statistik, die Gewerbe-, Handels- und Industrie-Zustände in den deutschen Bundesstaaten durchaus eine fortschreitende Forschung und Aufrechthaltung derselben bedingt, so ist dieses nur durch eine periodische Zeitschrift wie die angekündigte, zu erfüllen, und so wie die Preussische Staats-Verwaltung durch ihre zeitgemäße Gesetzgebung den Grund zur Constituirung des deutschen Zoll- und Handels-Vereins gelegt hat, so ist auch die Erscheinung dieses Central-Blattes für das erweiterte Gebiet des ganzen deutschen Bundesstaates nur als eine natürliche Folge, nur als zur allgemeinen Entwicklung der Wohlthaten des gedachten großartigen Vereins beitragend, zu betrachten, und dieses literarische Unternehmen daher, dem Schutze und der Unterstützung aller hohen Staats-Regierungen in den deutschen Bundesstaaten bestens zu empfehlen.

H.

### Druckfehler.

In Nr. 91 dieser Blätter Seite 416, Spalte 1, Zeile 12, statt del Gaupe l. del Campo, Spalte 2, Zeile 1, statt Schartlin l. Schärtlin und Zeile 7, statt Francisco Copel l. Francisco Lopez; Seite 417, Spalte 1, Zeile 28, statt von einem l. für einen, Spalte 2, Zeile 21, statt Montecasenas l. Montecusuma, Zeile 34, statt Copovacana l. Copacavana und Zeile 36, statt Einrichtung l. Einweihung.